



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

TROPEN

IN SHIT- GEWITTERN

WIE WIR UNS DAS LEBEN
ZUR HÖLLE MACHEN

JON RONSON

AUS DEM ENGLISCHEN
VON JOHANN CHRISTOPH MAASS

SACHBUCH

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»So You've Been Publicly Shamed« im Verlag Picador, London

© 2015 by Jon Ronson

Für die deutsche Ausgabe

© 2016 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Herburg Weiland, München

unter Verwendung eines Fotos von Nishant Chaksi, UK

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50235-0

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Elaine

INHALT

1	Braveheart	9
2	Gut, dass ich das nicht bin	19
3	In der Wildnis	38
4	Gott, das war der Hammer	74
5	... steigt der Mensch also mehrere Stufen von der Leiter der Kultur herab.	100
6	Gutes tun	120
7	Scham? Was ist das? – Auf dem Weg ins Paradies ...	145
8	Beim Schämen?-Nein-Danke!-Workshop	166
9	Zuhälterei und eine ominöse Kundenliste: Eine Stadt in heller Aufregung	187
10	Das Beinahe-Ertrinken des Mike Daisey	201
11	Der Mann, der die Suchergebnisse bei Google manipulieren kann	215
12	Psychoterror	242
13	Raquel in einer zukünftigen Welt ohne Bloß- stellung	249
14	Katzen, Eiscreme und Musik	272
15	Sie fahren jetzt	283
	Nachwort	290
	Bibliographie und Danksagungen	321
	Zitierte Quellen	329
	Bildnachweis	330

1

BRAVEHEART

Diese Geschichte beginnt damit, wie mir Anfang Januar 2012 plötzlich auffiel, dass auf Twitter noch ein weiterer Jon Ronson zu posten begonnen hatte. Sein Profilbild war ein Bild meines Gesichts. Sein Twitter-Name war @jon_ronson. Der Tweet, der erschien, als ich gerade die Zeitleiste überprüfte, lautete: »Ab nach Hause. Muss mir das Rezept für einen Riesenteller Guarana mit Muscheln in Pappbrötchen mit Mayonnaise besorgen. :D #superlecker.«

»Wer bist du?«, tweetete ich ihm.

»Schau gerade #Seinfeld. Jetzt einen großen Teller Kebab mit Sellerie, Zackenbarsch, Sour Cream und Zitronengras #foodie«, tweetete er zurück.

Ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte.

Am nächsten Morgen checkte ich zuerst die Zeitleiste von @jon_ronson, bevor ich meine eigene überprüfte. In der Nacht hatte er getweetet: »Ich träume irgendwas mit #Zeit und #Schwänzen.«

Er hatte zwanzig Follower. Einige davon waren Leute, die ich aus dem richtigen Leben kannte und die sich womöglich wunderten, warum ich plötzlich so auf Fusionsküche abfuhr und so freimütig berichtete, ich hätte von Schwänzen geträumt.

Ich stellte ein paar Nachforschungen an. Auf der Website des *Guardian* entdeckte ich den Kommentar eines jungen Akademikers namens Luke Robert Mason, ehemals an der

Warwick University beschäftigt, den er dort vor ein paar Wochen hinterlassen hatte. Es war eine Reaktion auf ein kurzes Video gewesen, das ich zu Spambot-Programmen gemacht hatte. »Wir haben Jon seinen ganz persönlichen Infomorph gebastelt«, schrieb er. »Hier könnt ihr ihm bei Twitter folgen: @jon_ronson.«

»Aha, eine Art *Spambot* also«, dachte ich. »Okay. Dann ist ja gut. Luke Robert Mason muss wohl gedacht haben, mir würde der Spambot *gefallen*. Wenn er hört, dass dem nicht so ist, wird er ihn sicher wieder abstellen.«

Also tweetete ich ihm. »Hi! Würdet ihr bitte euren Spambot abstellen?«

Zehn Minuten vergingen. Dann schrieb er: »Wir bevorzugen den Begriff Infomorph.«

Ich runzelte die Stirn. »Aber er hat meine Identität geklaut«, schrieb ich.

»Der Infomorph klaut nicht deine Identität«, schrieb er zurück. »Er recycelt Daten aus den sozialen Netzwerken und verwandelt sie in infomorphische Ästhetik.«

Ich spürte eine Enge in meiner Brust.

»#woohoo, verdammt hab ich jetzt Bock auf einen kleinen Teller Grillzwiebeln mit knusprigem Brot. #foodie«, tweetete @jon_ronson.

Ich führte Krieg mit einer Roboterversion meiner selbst.

Ein Monat verging. @jon_ronson tweetete zwanzig Mal pro Tag etwas zu seinem turbulenten Sozialleben, sogenannten Soireen und seinem riesigen Freundeskreis. Er hatte fünfzig Follower. Sie alle bekamen ein fürchterlich irreführendes Bild meiner persönlichen Sicht auf Soireen und Freunde.

Der Spambot sorgte dafür, dass ich mich machtlos und beschmutzt fühlte. Meine Identität war von Fremden vollstän-

dig falsch neu definiert worden und ich konnte nichts dagegen unternehmen.

Ich tweetete Luke Robert Mason an. Sollte er darauf beharren, den Spambot nicht abzuschalten, könnten wir uns dann zumindest vielleicht treffen? Ich könnte die Begegnung filmen und sie bei YouTube einstellen. Er willigte ein, schrieb, es wäre ihm eine Freude, die Philosophie hinter dem Informorph erklären zu können. Ich antwortete, mir sei sehr daran gelegen, die Philosophie hinter dem Spambot zu verstehen.

Ich mietete einen Raum in der Londoner Innenstadt. Er kam in Begleitung zweier Männer – dem Team hinter dem Spambot. Alle drei waren Akademiker. Sie hatten sich an der University of Warwick kennengelernt. Luke war der jüngste, gut aussehend, Mitte zwanzig und laut seinem Online-Lebenslauf »in der Technologie- und Cyberkulturforschung tätig, zudem Direktor der ›Virtual Futures‹-Konferenz«. David Bausola sah wie ein flotter Lehrer aus, der auf einer Konferenz vielleicht zur Literatur Aleister Crowleys referieren würde. Er war als »gestaltender Technologe« tätig, außerdem Geschäftsführer der Digitalagentur Philter Phactory. Dan O'Hara trug den Kopf kahlgeschoren und hatte einen stechenden, etwas genervten Blick. Er biss die Zähne zusammen. Er war Ende dreißig und als Dozent für Englische und Amerikanische Literatur an der Universität Köln tätig. Davor hatte er in Oxford gelehrt. Er hatte ein Buch über J. G. Ballard geschrieben, *Extreme Metaphors*, und eines über Thomas Pynchon – *Thomas Pynchon: Schizophrenia & Social Control*. Soweit ich es verstand, hatte David Bausola den Spambot gebaut, während die beiden anderen ihn mit »Recherche und Beratung« unterstützt hatten.

Ich schlug ihnen vor, sich in einer Reihe aufs Sofa zu set-

zen, damit ich sie alle ins Bild bekam. Dan O'Hara warf den anderen einen Blick zu.

»Spielen wir einfach mit«, sagte er. Alle setzten sich, Dan in die Mitte.

»Was meinst du mit ›mitspielen‹?«, fragte ich.

»Es geht ja wohl um psychologische Kontrolle«, sagte er.

»Meinst du, euch nebeneinander auf dem Sofa zu plazieren sei meine Art, euch psychologisch zu kontrollieren?«, fragte ich.

»Absolut«, sagte Dan.

»Und wie das?«, fragte ich.

»Ich mache das mit meinen Studenten auch«, sagte Dan. »Ich setze mich auf einen separaten Stuhl und plaziere die Studenten in einer Reihe auf dem Sofa.«

»Warum wolltest du irgendwelche Studenten psychologisch kontrollieren?«, fragte ich.

Dan schien kurzzeitig besorgt, dabei ertappt worden zu sein, etwas Unheimliches gesagt zu haben. »Um die Lernumgebung zu kontrollieren«, sagte er.

»Fühlst du dich hierbei unwohl?«, fragte ich ihn.

»Nein, nicht wirklich«, sagte er. »Fühlst du dich unwohl?«

»Ja«, sagte ich.

»Wieso?«, fragte Dan.

Ich machte meinem Unmut Luft. »Akademiker«, setzte ich an, »platzen nicht einfach unaufgefordert in das Leben eines Menschen, um ihn als akademisches Versuchskaninchen zu benutzen, und als ich euch darum bat, es abzuschalten, meintet ihr nur: *Nein, das ist doch kein Spambot, das ist ein Informorph.*«

Dan nickte. Er lehnte sich nach vorn. »Es gibt doch sicher eine Menge Jon Ronsons da draußen, oder?«, begann er. »Leute, die so heißen wie du? Oder nicht?«

Ich schaute ihn misstrauisch an. »Ich bin sicher, es gibt da Leute mit demselben Namen«, entgegnete ich vorsichtig.

»Ich habe dasselbe Problem«, sagte Dan lächelnd. »Es gibt da einen Akademiker, der genauso heißt wie ich.«

»*Exakt* dasselbe Problem wie ich hast du allerdings nicht«, sagte ich, »denn mein *exaktes* Problem ist, dass drei Fremde meine Identität gestohlen und eine Roboterversion von mir entworfen haben und sich weigern, sie stillzulegen, obwohl sie von respektablen Universitäten kommen und bei TEDx-Konferenzen Vorträge halten.«

Dan seufzte lange und gequält. »Du sagst also: ›Es gibt nur einen Jon Ronson‹«, sagte er. »Stellst dich also gewissermaßen als den einzig Wahren dar, und willst dessen Integrität und Authentizität bewahren. Richtig?«

Ich starrte ihn an.

»Ich glaube, *wir* sind eher genervt von *dir*«, fuhr Dan fort, »denn das überzeugt uns alles nicht so recht. Wir sind der Meinung, dass das eher eine Art Trick ist und du nur versuchst, deine Online-Identität – die *Marke* Jon Ronson – zu schützen. Stimmt das?«

»NEIN, DAS IST BLOSS DER NAME, UNTER DEM ICH TWITTERTE!«, brüllte ich.

»Das Internet ist nicht reale Welt«, sagte Dan.

»Ich schreibe meine Tweets«, antwortete ich. »Und ich drücke auf Senden. Also bin *ich* das auf Twitter.«

Wir starrten uns wütend an.

»Das ist vollkommen unwissenschaftlich«, sagte ich. »Und auch nicht postmodern. Das steht mal fest.«

»Ich finde das bizarr«, sagte Dan. »Es ist eigenartig – die Art und Weise, wie du an die Sache rangehst. Du gehörst offensichtlich zu den ganz wenigen, die bei Twitter mitmachen und dort ihren eigenen Namen benutzen. Wer macht sowas? Und deshalb bin ich auch etwas argwöhnisch, deine Motive betreffend, Jon. Darum sage ich auch, du benutzt ihn bloß als Brand Management.«

Ich sagte nichts darauf, aber bis zum heutigen Tag nervt es mich zu Tode, ihn nicht darauf hingewiesen zu haben, dass Luke Robert Masons Twitter-Name @LukeRobertMason ist.

Unsere Unterhaltung ging noch eine Stunde lang so weiter. Ich erklärte Dan, das Wort »Brand Management« noch nie im Leben benutzt zu haben. Solcherlei Sprache sei mir fremd. »Und das gilt auch für euren Spambot. Dessen Sprache ist völlig anders als meine.«

»Das stimmt«, pflichteten die drei mir einstimmig bei.

»Und das ist es, was mich daran so nervt. Es ist eine Fehldarstellung meiner selbst.«

»Möchtest du, dass er dir ähnlicher ist?«, fragte Dan.

»Ich möchte, dass er nicht existiert«, sagte ich.

»Das ist bizarr«, sagte Dan. Er ließ ein ungläubiges Pfeifen hören. »Das finde ich psychologisch interessant.«

»Wieso das denn?«, sagte ich.

»Ich finde das ziemlich aggressiv«, sagte er. »Du willst diese Algorithmen töten? Du musst dich irgendwie bedroht fühlen.« Er sah mich besorgt an. »Man läuft nicht einfach in der Gegend herum und versucht die Dinge zu töten, die einem auf die Nerven gehen.«

»Du TROLL!«, schrie ich ihn an.

Nach dem Interview stolperte ich hinaus in den Londoner Nachmittag. Ich hatte Angst das Bildmaterial auf YouTube hochzuladen, weil ich so hysterisch gewesen war. Ich wappnete mich innerlich gegen mögliche Kommentare und stellte es ein. Ich ließ die Sache zehn Minuten ruhen. Dann wagte ich einen besorgten Blick.

»Das ist Identitätsdiebstahl«, lautete der erste Kommentar, den ich sah. »Sie sollten Jons persönliche Freiheit respektieren.«

»Wow«, dachte ich, noch vorsichtig.

»Jemand sollte den Schwachmaten Alternativ-Accounts bei Twitter einrichten und dort pausenlos über ihre Vorliebe für Kinderpornographie posten«, lautete der nächste Kommentar.

Ich grinste.

»Die Typen sind manipulative Arschlöcher«, hieß es im Dritten. »Auf sie geschissen. Verklagt sie, macht sie fertig, zerstört sie. Würden mir diese Typen begegnen, würde ich ihnen sagen, was sie für beschissene Wichser sind.«

Mir war schwindelig vor Freude. Ich war Braveheart, streifte durch ein Feld, zunächst allein, dann erst sah man, dass Hunderte hinter mir her marschierten.

»Niederträchtige, beunruhigende Idioten, die mit jemandes Leben spielen und dann die Scham und die Wut des Opfers verlachen«, lautete der nächste Kommentar.

Ich nickte nüchtern.

»Komplett unausstehliche Arschlöcher«, lautete der Nächste. »Diese abgefuckten Akademiker verdienen einen qualvollen Tod. Der Wichser in der Mitte ist ein beschissener Psychopath.«

Ich runzelte die Stirn. »Hoffentlich tut ihnen niemand tatsächlich irgendwas«, dachte ich.

»Vergast die Wichser. Besonders den Wichser in der Mitte. Und den kahlen Wichser links. Und den schweigenden Wichser. Und dann pisst auf die Leichen«, lautete der nächste Kommentar.

Ich hatte gewonnen. Wenige Tage später schalteten die Akademiker @jon_ronson ab. Ihre Bloßstellung hatte sie zum Einlenken gezwungen. Ihre öffentliche Demütigung hatte wie ein Knopf funktioniert, der die Werkseinstellung wiederherstellte. Etwas war aus dem Gleichgewicht geraten. Die Community hatte aufbegehrt. Das Gleichgewicht war wieder hergestellt worden.

Um die Deaktivierung des Spambot machten sie ein Riesengewese. Sie verfassten eine Kolumne für den *Guardian*, in der sie erklärten, das übergeordnete Ziel sei eigentlich gewesen, auf die Tyrannei von Wall-Street-Algorithmen aufmerksam zu machen. »Es ist nicht bloß Ronson, dessen Leben von Bots manipuliert wird. Es sind wir alle«, schrieben sie. Weshalb so zu tun, als äße ich gern Wasabi-Dumplings, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Geißel von Wall-Street-Algorithmen lenken sollte, erschloss sich mir nicht so recht.

»Man hat mich gebeten, dich in den Ruhestand zu schicken – verstehst du, was das bedeutet?«, tweetete David Bausola an den Spambot. Und: »Dir bleiben nur noch ein paar Stunden. Hoffentlich genießt du sie.«

»Drück einfach den Off-Button«, schrieb ich ihm. »Himmelherrgott noch mal!«

Ich war glücklich, gewonnen zu haben. Es fühlte sich wunderbar an. Das wunderbare Gefühl überflutete mich wie ein Sedativum. Fremde aus der ganzen Welt hatten sich verbündet, um mir zu sagen, dass ich recht hatte. Es war das perfekte Ende.

Ich musste an andere Bloßstellungen der jüngeren Vergangenheit in den sozialen Netzwerken denken, die mir Freude bereitet und mich mit Stolz erfüllt hatten. Die erste großartige Aktion hatte im Oktober 2009 stattgefunden. Stephen Gately, Sänger der Band Boyzone, war während eines Urlaubs mit seinem Lebensgefährten Andrew Cowles tot aufgefunden worden. Der Coroner hatte eine natürliche Todesursache bestätigt, der *Daily-Mail*-Kolumnist Jan Moir allerdings hatte geschrieben: »Was auch immer die Todesursache sein mag, eine natürliche ist es nach gängigen Maßstäben sicher nicht ... was dem Glücklich-bis-ans-Ende-ihrer-

Tage-Mythos gleichgeschlechtlicher Partnerschaften einen weiteren Schlag versetzt.«

Wir waren nicht bereit, eine Wiederauferstehung der Homophobie vergangener Tage zu tolerieren, und in Reaktion auf unseren Kollektiv-Furor ließen Marks & Spencer und Nestlé ihre Werbeanzeigen von der Website der *Daily Mail* entfernen. Tolle Zeiten waren das gewesen. Wir hatten die *Mail* mit einer Waffe geschlagen, von der sie nichts verstand – einer Demütigungskampagne der sozialen Netzwerke.

Von da an galt: Übertraten die Mächtigen die Linie, waren wir zur Stelle. Als die *Daily Mail* sich über eine Tafel lustig machte, die ihrem Undercover-Reporter ohne Überprüfung seiner Personalien ein Essenspaket ausgegeben hatte, kamen dank Twitter noch am selben Tag Spenden in Höhe von 39 000 Pfund zugunsten der gemeinnützigen Organisation zusammen.

»Das ist das Tolle an den sozialen Netzwerken«, kommentierte einer der Tweeter die Kampagne. »Die *Mail*, die kaum anderes tut, als den Leuten Lügen über ihre Nachbarn zu erzählen, kommt damit nicht klar, dass die Menschen untereinander kommunizieren und sich ihre eigene Meinung bilden.«

Als LA Fitness sich weigerte, die Kündigung eines Pärchens zu akzeptieren, das arbeitslos geworden war und sich die Gebühren nicht mehr leisten konnte, gingen wir auf die Barrikaden. LA Fitness ruderte zurück. Diese Giganten wurden nun von Leuten in die Schranken verwiesen, die zuvor machtlos gewesen waren – Bloggern, ja praktisch jedem, der über einen Account für eines der sozialen Netzwerke verfügte. Und auch die Waffe, die sie zum Einlenken zwang, war eine gänzlich neue: der Online-Pranger.

Und dann verstand ich eines Tages. Es war da etwas von erheblicher Tragweite im Gange. Wir befanden uns am An-

fang einer großen Renaissance öffentlicher Demütigungen. Nach einer Pause von 180 Jahren (öffentliche Demütigungen waren 1837 im Vereinten Königreich und 1839 in den Vereinigten Staaten abgeschafft worden) kamen sie in großem Stil zurück. Und wir bedienten uns dabei eines immens mächtigen Werkzeugs. Das jeden in die Knie zwang, über alle Grenzen hinweg wirksam war, immer schneller wurde und an Einfluss gewann. Dafür sorgte, dass Hierarchien nivelliert wurden. Die Stummen eine Stimme bekamen. Fast war es, als würde es das ganze Rechtssystem demokratisieren. Und da fiel mir eine Entscheidung: Bei der nächsten Bloßstellung eines bedeutenden Missetäters – beim nächsten Mal, wenn die Rechtsprechung der Bürger in dramatischer und rechtschaffener Weise eingriff – würde ich mich mitten hineinbegeben. Würde die Sache aus unmittelbarer Nähe untersuchen und aufzeigen, wie hocheffizient hier Missstände wieder ins Lot gebracht wurden.

Lange gedulden musste ich mich nicht. @jon_ronson wurde am 2. April 2012 exekutiert. Nur zwölf Wochen später, am 4. Juli, machte ein Mann, der in Fort Greene, Brooklyn, auf dem Sofa lag und nach Ideen für seinen Blog suchte, eine völlig unerwartete Entdeckung.

2

GUT, DASS ICH DAS NICHT BIN

Am Abend des 4. Juli 2012 lag Michael Moynihan auf dem Sofa. Seine Frau Joanna und das Baby schliefen bereits. Die Familie plagten Geldsorgen, wie immer. Jeder verdiente offenbar mit Journalismus mehr als Michael. »Damit Geld zu machen, gelingt mir einfach nicht«, würde er später zu mir sagen. »Ich habe keine Ahnung, wie das geht.«

Er machte sich Sorgen. Er war siebenunddreißig und kam als Blogger und Freelancer mit Etagenwohnung in einem nicht ganz so tollen Teil von Fort Greene, Brooklyn, mit Ach und Krach über die Runden.

Jetzt gerade allerdings hatte man ihm einen Job angeboten. Die *Washington Post* hatte ihn gebeten, zehn Tage lang für sie zu bloggen. Ideal war der Zeitpunkt nicht: »Es war der 4. Juli. Alle hatten frei. Es gab keine Leser und passieren tat gerade auch nicht viel.« Aber immerhin. Es war eine Chance. Und das setzte Michael unter Druck. Das hatte ihnen gerade einen Irlandurlaub verdorben, wo sie die Familie seiner Frau besucht hatten, und quälte ihn auch jetzt auf dem Sofa.

Er fing an, nach Ideen für Geschichten zu suchen. Aus einer Laune heraus lud er sich den aktuellen Platz 1 der *New York Times*-Bestsellerliste im Bereich Non-Fiction herunter, geschrieben von dem jungen, gut aussehenden und international bekannten Populär-Psychologie-Autor Jonah Lehrer. In dem Buch ging es um Neurologie und Kreativität und der Titel lautete: *Imagine! Wie das kreative Gehirn funktioniert.*

Das erste Kapitel, »Bob Dylans Gehirn«, weckte Michaels Interesse als begeisterter Dylanologe. Darin rekonstruierte Jonah Lehrer einen entscheidenden Moment in Dylans künstlerischer Laufbahn – den Gedankengang nämlich, der ihn dazu führen sollte, »Like a Rolling Stone« zu schreiben.

Man schrieb das Jahr 1965 und Dylan war langweilig, erschöpft von einer strapaziösen Tour, »Schlafmangel und Aufputzmittel hatten den Songwriter regelrecht ausgezehrt«, er war von der eigenen Musik angeödet und der Meinung, nichts mehr zu sagen zu haben. Bei Jonah Lehrer las sich das so:

So konnte es jedenfalls nicht weitergehen. Wenn er in der Zeitung etwas über sich las, reagierte er immer mit demselben Kommentar: »Gott, bin ich froh, dass das nicht ich bin«, sagte er.

Dylan erklärte seinem Manager also, er steige aus dem Musikgeschäft aus. Er zog sich in eine winzige Hütte in Woodstock, New York, zurück. Sein Plan war, vielleicht einen Roman zu schreiben.

Aber gerade jetzt, da er eisern entschlossen war, keine Musik mehr zu schreiben, überkam Dylan eine seltsame Regung. »Man kann das schwer beschreiben«, erinnerte sich Dylan später an den Moment. »Es ist einfach das Gefühl, dass man etwas Bestimmtes sagen muss.«

Es war kein Wunder gewesen, das *Imagine* ein solcher Bestseller geworden war. Wer von all denen, die selbst kreativ blockiert waren und keine Hoffnung sahen, hätte nicht lesen wollen, dass es Bob Dylan exakt so gegangen war, kurz bevor er »Like a Rolling Stone« geschrieben hatte?

Michael Moynihan, das sollte ich vielleicht hinzufügen, hatte sich Jonah Lehrers Buch nicht etwa heruntergeladen, weil er selbst blockiert war und auf der Suche nach inspirierenden Hinweisen, wie man einen Blog für die *Washington Post* schrieb. Nein. Lehrer war zuletzt in einen kleineren Skandal verstrickt gewesen und Michael spielte mit dem Gedanken, darüber zu bloggen. Einige der Kolumnen, die er, Lehrer, für den *New Yorker* geschrieben hatte, waren, wie sich herausstellte, aus Kolumnen recycelt worden, die er bereits Monate zuvor im *Wall Street Journal* publiziert hatte. Michael erwog, im Blog zu thematisieren, dass Selbstplagiate in England als weit weniger kriminell erachtet wurden als in den Vereinigten Staaten und was das über die jeweilige Kultur aussagte.

Michael hielt im Lesen inne. Er ging einen Satz zurück.

»Man kann das schwer beschreiben«, erinnerte sich Dylan später an den Moment. »Es ist einfach das Gefühl, dass man etwas Bestimmtes sagen muss.«

Michael runzelte die Stirn. »Wann zum Henker hat Bob Dylan *das* denn gesagt?«, dachte er.

»Was hat dich misstrauisch gemacht?«, fragte ich Michael. Wir saßen beim Mittagessen im Cookshop Restaurant in Chelsea, New York. Michael war attraktiv, aber nervös. Seine blassen Augen flogen hin und her wie die eines Huskys.

»Das *klang* einfach nicht nach Dylan«, sagte er. »In dieser Phase verhielt sich Dylan jedem Interviewer gegenüber wie ein totales arschloch. Und das hier *klang* wie aus einem Dylan-Ratgeber.«

Und so ging Michael, auf seinem Sofa, noch ein paar Absätze zurück.

Wenn er in der Zeitung etwas über sich las, reagierte er immer mit demselben Kommentar: »Gott, bin ich froh, dass das nicht ich bin«, sagte er.

In D. A. Pennebakers Dokumentarfilm *Dont Look Back* (der fehlende Apostroph war die Idee des Regisseurs) liest Dylan einen Artikel über sich: »Gierig zieht er an einer Zigarette, von denen er acht am Tag raucht ...« Dylan lacht. »Gott, ich bin froh, dass ich nicht ich selbst bin.«

Woher wusste Jonah Lehrer, dass Dylan das *immer* sagte, wenn er etwas über sich in der Zeitung las, fragte sich Michael. Woher kam dieses »immer«? Außerdem: das »Gott, ich bin froh, dass ich nicht ich selbst bin« war nachweisbar. Aber wann hatte er »dass das nicht ich bin« gesagt? Woher hatte Jonah Lehrer dieses »dass das nicht ich bin« her?

Und so schrieb Michael Moynihan Jonah Lehrer eine E-Mail.

»Ich habe mir Ihr Buch besorgt und als obsessiver Dylan-Fan das erste Kapitel gierig verschlungen ... Ich kenne mich mit dem Dylan-Kanon ziemlich gut aus und es gab da ein paar Zitate, die mich etwas verwirrt haben und die ich nicht ausfindig machen konnte ...«

Das war Michaels erste Mail an Jonah Lehrer gewesen. Er las sie mir in seinem Wohnzimmer in Fort Greene vor. Seine Frau Joanna saß bei uns. Überall verstreut lag Babyspielzeug herum.

Als Michael Jonah am 7. Juli schrieb, hatte er sechs verdächtige Dylan-Zitate gefunden, darunter »Es ist einfach das Gefühl, dass man etwas Bestimmtes sagen muss«, »Ich bin froh, dass das nicht ich bin« und die scharfe Replik gegenüber den neugierigen Journalisten: »Ich habe zu dem, was ich schreibe, nichts zu sagen. Ich schreibe es einfach nieder. Es gibt keine wichtige Botschaft. Hören Sie auf, mich um Erklärungen zu bitten.«

Nachweislich sagt Dylan in *Dont Look Back* tatsächlich einmal: »Ich habe zu dem, was ich schreibe, nichts zu sagen. Ich schreibe es einfach nieder. Es gibt keine wichtige Botschaft.

Aber »Hören Sie auf, mich um Erklärungen zu bitten«, sagt er nicht.

Michael hatte Jonah noch über seine Deadline informiert – er blogge zehn Tage lang für die *Washington Post* – und dann auf Senden gedrückt.

Jonah schrieb Michael am nächsten Tag zweimal zurück. Seine Mails klangen freundlich, professionell, geschäftsmäßig, vielleicht etwas arrogant. Sein Auftreten war das eines intelligenten jungen Wissenschaftlers, der Verständnis für Michaels Fragen hatte und versprach, sie zu beantworten, wenn sein Terminplan dies zulasse. Was in elf Tagen der Fall sein würde. Er sei für zehn Tage in Nordkalifornien im Urlaub. Seine Unterlagen lägen zu Hause, eine siebenstündige Fahrt entfernt. Und er wolle den Urlaub nicht durch eine vierzehnstündige Fahrt unterbrechen, nur um in die Unterlagen zu schauen. Wenn Michael zehn Tage warten könne, würde er, Jonah, ihm detaillierte Anmerkungen zukommen lassen.

Michael lächelte, als er diesen Teil der Mail vorlas. Elf Tage waren vor dem Hintergrund von Michaels Vertragslaufzeit mit der *Washington Post* eine ziemlich bequeme Urlaubslänge.

Aber Jonah willigte außerdem ein, versuchen zu wollen, Michaels Fragen aus dem Kopf zu beantworten.

»Und das war der Moment«, sagte Michael, »in dem er begann, sich alles kaputtzumachen. Der Moment, wo er zum ersten Mal lügt, es aber herunterspielt. Erst zögert er noch. ›Soll ich jetzt lügen?‹«